

erwerben braucht. Es muß immer wieder gesagt werden, daß dies allein der Sinn unserer Bemühungen ist. Was sonst dem einzelnen unter uns zufallen mag, ist sein Glück. Unser aller Schicksal aber ist es, daß wir uns angetrieben fühlen, nach dem Ganzen zu trachten und im Geiste der Nation zu wirken. Noch sind wir wenige. Wir fühlen, daß jeder von uns zuviel auf sich nehmen muß, manchmal mehr, als er die Kraft hat. Darum sehnen wir uns ja so und können es gar nicht erwarten, daß uns die Jugend nachkommt. Nach der Jugend blicken wir aus, uns soll jeder willkommen sein; wir werden nicht erst lange fragen, ob er denn auch „wirklich“ ist. Wenn er nur einen reinen Sinn hat und bereit ist, der Sache zu dienen, dann reichen wir ihm froh die Hand und laden ihn ein, uns beim Bauen zu helfen.

So wollen wir auch dem jungen Mann, der am Samstag im Carl-Theater zum ersten Mal vorgetreten ist, die Hand reichen und uns freuen, daß jetzt einer mehr da ist. Ich weiß nicht, ob es Herrn Leo Hirschfeld jemals beschieden sein wird, Großes zu schaffen. Ich weiß nicht, ob er die Kraft haben wird, ins Weite zu wirken. Ich weiß nicht, ob man ihn einmal einen Dichter nennen wird. Aber ich weiß, daß mit ihm jetzt einer mehr da ist, der uns helfen kann und es will. Das ist für uns die größte Freude. Es wird ihm auch nicht alles gelingen, der Erfolg ist untrennbar, er wird auch verzichten lernen; wir haben es alle müssen. Es werden ihm auch Stücke durchfallen und er wird die Bosheit und den Neid vernennen. Er soll sich nicht beirren lassen. Was thut es schließlich, wenn einem einmal ein Stück nicht geräth? Das ist so, wie wenn einem ein Ziegel aus der Hand fällt und zerbricht; man nimmt einen andern. Es schadet dem Bau nicht, er wird doch fest werden. Der einzelne ist nichts, das Werk muß uns alles sein.

Durch sein erstes Stück hat Herr Leo Hirschfeld gezeigt, daß er die Form des Theaters kennt und zu beherrschen weiß, seine Handlung geht gerade zum Ende, ohne abzuweichen. Er hat eine angenehme Art, seine Figuren rasch und ohne viel Worte zu machen, sozusagen: unversehens hinzustellen; durch eine Wendung des Dialogs stehen sie auf einmal da. Dieser Dialog, lebhaft, rapid und frei, erinnert ein bißchen an Schnitzler, es ist der etwas feuilletonistische Ton des Anatol. Er wird sich hüten müssen, daß er ihm nicht zur Manier wird. Wo er diese vermeidet und sein Gefühl auf die einfachste Weise ausdrückt, hat er am schönsten gewirkt. Dies ist in dem — man möchte fast sagen: Duett der Liebenden im zweiten Acte, einer entzückenden und hinreißenden Scene. Wer solche Töne der hellsten Natur und der frischesten Jugend anzuschlagen weiß, der soll unserem Theater erhalten bleiben.

Herr Leo Hirschfeld hat es sich nicht leicht gemacht: er hat ein Thema genommen, das dem Publicum fremd und unbehaglich ist. Die Leute haben sich gewundert; sie haben gar nicht recht begriffen, was denn da verhandelt wird. Sie werden das nie begreifen. Es ist das Thema von der Gesinnung des Künstlers. Ein junger Mann wird gezeigt, den es drängt, sich auszusprechen und sein Herz zu offenbaren, der sich aber verlocken läßt, nach Ehren lüstern, um Gewinn sich aufzugeben und lieber dem gemeinen Geschmacke zu dienen. Wie er sich gegen den Verführer wehrt, um treu zu bleiben, wie er dann, hauptsächlich durch die Noth seines Herzens, wankend und in seiner Redlichkeit irre wird, wie er endlich, indem er nachgibt und sich verräth, den Erfolg bekommt, aber nun erst recht ein armer Mann geworden ist, ungewiß und bange, der früher so stolz und sicher war, das ist das Stück. Also eine Komödie von der Gesinnung des Künstlers. Gibt es denn das, haben die Leute gefragt, gibt es denn das überhaupt beim Künstler: Gesinnung? Davon ist ja wirklich im Publicum nichts bekannt. Man weiß allenfalls, daß der Politiker eine Ueberzeugung haben soll; es ist nicht schön, um einen Orden zu kriegen, zu einer andern Partei zu gehen. Daß es aber ein Verrath sein soll, wenn man anders malt, als man eigentlich malen möchte, davon hat man doch noch nichts gehört. Man soll halt malen, wie es gefällt, meinen die Leute. Der Schuster soll die Stiefel so machen, daß sie mir passen und recht sind, und so soll der Dichter die Stücke so machen, daß sie wirken. Daß der Dichter anders sein will als der Schuster, werden sich die Leute nicht einreden lassen. Es gibt keine Versöhnung zwischen dem Publicum und dem Künstler, es hat nie eine gegeben, es kann keine geben: denn jeder redet eine andere Sprache, sie haben dieselben Worte, aber sie meinen es anders, sie hören sich nicht, sie werden sich niemals verstehen. Der junge Künstler weiß das freilich nicht, er will es nicht glauben, er hofft immer noch, daß er doch der Stärkere sein wird; er vertraut auf seinen reinen Willen. Aber dann kommt es, daß er sich entscheiden muß; es ist noch keinem erspart geblieben. Er muß sich entscheiden, was er will: sich selbst genügen oder den andern gefallen. Wer sich genügen will, muß dem Ruhm und der Ehre entsagen. Wer aber gefallen will, darf auf sich selbst nicht mehr hören. Dies ist die Wahl. Viele geben sich auf und lernen dem Publicum dienen. Sie werden groß und bekommen Medaillen, und später müssen die Kinder in der Schule ihre Namen lernen. Einige aber gibt es immer, die trohen, die auf sich beharren, die sich nicht verleugnen können. Diese bleiben

arm, am Ende ist aus ihnen nichts geworden, sie werden vergessen, aber sie sind glücklich gewesen. Man nennt sie: Bohème.

Das ist mir das Liebste an dem Stücke des Herrn Hirschfeld, daß es sich nicht beim Schein der Bohème aufhält, sondern ihr Wesen trifft. Wer ist ein Bohème? Die Leute sagen: Wer im Kaffeehaus sitzt, die Nacht zum Tag macht, nichts thut, Schulden hat und liederlich ist. Man kann aber liederlich und doch berühmt sein. Und man kann rangiert und doch ein Bohème sein. Das macht es nicht aus. Die Bohème ist ein innerer Zustand, kein äußerer Rang, eine Frage der Natur und des Temperaments, nicht des Einkommens und der Ordnung. Bohème sein, das heißt: Intransigent sein, nichts nachlassen von seinen Forderungen, nicht compromittieren können, um keinen Preis. Und darum heißt Bohème sein eigentlich: keinen Erfolg haben können. Von seinem Julien hat Stendhal geschrieben: „Il ne pouvait plaire, il était trop différent...“ Das ist immer das Motto der Bohème gewesen. Es sind die, die nicht gefallen können, weil sie zu sehr anders sind. Man bedauert sie laut, um sie insgeheim doch zu beneiden. Dies hat der junge Autor auf die angenehmste Art geschildert, gleichsam noch einen letzten wehmütigen Blick auf seine Jugend werfend: denn er hat ja Abschied von ihr genommen, er ist kein Bohème mehr, er hat den Erfolg.

Das Stück wird im Carl-Theater gut gespielt. Herr Reusch, der nach seiner ganzen Natur viel eher ein Intransigent als der liebenswürdige Mensch der Concessionen ist, weiß sich doch mit Energie und Takt in die Rolle zu schicken; auf eine ruhige und große Weise spricht Herr Klein die Gesinnung des einsamen Künstlers aus, die Episoden werden von Herrn Schildkraut und Herrn Korff heiter bewegt und Fräulein Glümer, die wahrscheinlich mehr eine Soubrette als eine Sentimentale ist, hat in ihrer letzten Scene Explosion der Nerven, die sehr wirkt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Graf Thun steht zwar nicht, wie Graf Taaffe, über den Parteien, aber — was noch mehr ist — wie weiland Kaiser Sigismund, über der Grammatik. Und sogar noch mehr als Kaiser Sigismund. Denn Kaiser Sigismund — er war, zur Beruhigung des Staatsanwalts, kein Habsburger, so daß eine Kritik seiner Schwächen erlaubt ist — Kaiser Sigismund also kam nur gelegentlich einmal auf dem Constanzer Concil in Conflict mit einer Geschlechtsregel der lateinischen Grammatik, und als man ihn deswegen rügte, erwiderte er: „Ego sum rex Romanus et supra grammaticam.“ Graf Thun ist zwar nicht rex Romanus, aber er steht noch höher über der Grammatik als Kaiser Sigismund, nicht nur über den Geschlechtsregeln der lateinischen, sondern über der Syntax aller Cultursprachen. Graf Thun ist nämlich unabhängig von jenem Grundgesetze der Satzbildung, das uns gemeine Sterbliche allesammt bindet, von dem Gesetze, daß jeder Satz nur ein Subject haben darf, aber nicht zwei.

*

Von dieser seiner erhöhten Freiheit der grammatischen Action hat Graf Thun in der nachgerade berühmt gewordenen Interpellationsbeantwortung über die preussischen Ausweisungen Gebrauch gemacht. Der siamesische Zwillingssatz mit den zwei Subjecten ist kein Haupt-, sondern ein Dafs-Satz. Mittsammt seinem Hauptsatz lautet er nach dem Stenographischen Protokoll wie folgt:

„Die bereitwilligen Zusicherungen . . . lassen hoffen, daß eventuell die Festhaltung des von den preussischen Behörden als nothwendig anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze das nunmehrige Verhalten der preussischen Behörden, soferne es die Ausweisung österreichischer Untertanen betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche wir für unsere Staatsangehörigen beanspruchen können.“

Liest man den obigen Dafs-Satz so, wie er gesprochen und gedruckt worden ist, durch, so gibt er, für den normal grammatisch Denkenden wenigstens, keinen rechten Sinn, weil er zwei Subjecte hat, zwischen denen einem die Wahl schwer wird. Das eine Subject heißt:

„die Festhaltung des von den preussischen Behörden anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze“,

das andere Subject lautet:

„das nunmehrige Verhalten der preussischen Behörden.“

Die beiden Subjecte stehen ganz unvermittelt sinnstörend nebeneinander. Läßt man aber eines von beiden weg, so gibt der Dafs-Satz gleich einen guten Sinn. Er heißt dann entweder:

„daß die Festhaltung des von den preussischen Behörden anerkannten Postulats ihrer Verwaltungsgrundsätze, soferne es die Ausweisung österreichischer Untertanen betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche“ u. s. w.

oder, mit Benützung des anderen Subjects:

„daß das nunmehrige Verhalten der preussischen Behörden, soferne es . . . betrifft, mit jenen Rücksichten werde in Einklang gebracht werden, welche“ u. s. w.

Ob man nun das eine, bürokratisch geschraubte Subject — „die Festhaltung“ u. s. w. — oder das andere gemeinverständlichere Subject — „das nunmehrige Verhalten“ u. s. w. — verwendet: in beiden Fällen gibt das denselben Sinn, weil beide Subjecte in verschiedener Form dasselbe sagen. Nur, wenn man die beiden Subjecte hölzern neben einander stehen läßt, erhält man einen grammatischen Unsinn oder, wenn dieser höflichere Ausdruck beliebt, das wortgetreue Original des Grafen Thun.

*